

Laudatio Corinna Kirchhoff
auf den Preisträger des 8. DEKALOG-FILMPREISES
zum Achten Gebot

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr verehrter Herr Raiber, lieber Herr Dr. Ganzert!

Über Lüge und Wahrheit lässt sich trefflich debattieren und moralisieren. Der Gegensatz, der dem Begriffspaar innewohnt, ist nicht verhandelbar — auf einer bestimmten Ebene, einer hohen Ebene, die dem Alltag, dem gewöhnlichen Leben, das wir führen, kaum angemessen ist. Es gibt die Lüge als das Gegenteil von Wahrheit, also die Nichtübereinstimmung von Gegenstand und Aussage, und es gibt nunmal auch die Lüge, die im Gebrauch der Lüge, im „belügen“ zum Ausdruck kommt. Wie jeder Klippschüler weiß, und zu dieser Gattung zähle ich mich in aller Bescheidenheit, ist „belügen“ ein transitives Verb, „jemanden belügen“, sich selbst oder auch andere, und genau davon handelt das Gebot. Um dem Ganzen noch eine Drehung mehr zu geben (und mit Nietzsche zu sprechen): Es ist sogar so (Zitat), dass „die gewöhnlichste Lüge die ist, mit der man sich selbst belügt; das Belügen der anderen relativ der Ausnahmefall.“* Von diesem komplexen Sachverhalt, der gewöhnlichsten Lüge in Tateinheit mit dem Belügen der anderen, handelt der Film, den es heute auszuzeichnen gilt, aber auch, wie sollte das Thema sonst überhaupt zu traktieren sein, von ihrem Gegensatz, der Wahrheitssuche, einer beharrlichen, fast schon störrischen, dennoch sympathischen, das jeweilige Gegenüber nicht verletzenden Wahrheitssuche.

Dazu zunächst einige wenige Worte zum Inhalt des Films. Wobei ich dem, was Sie gleich sehen werden, nicht allzu sehr vorgreifen möchte: Der Regisseur, Jan Rainer, begibt sich auf die Suche nach seinem leiblichen Vater, geht der Frage nach, warum er (und seine beiden jüngeren Halbgeschwister) über die Jahre in — sicherlich behaglicher — Unkenntnis belassen wurden, einer Unkenntnis, die — so kompliziert ist die Lage — zum Teil auch die betrifft, die an ihr mitgewirkt haben. Denn der leibliche Vater, dem der Filmemacher im Zuge der Nachforschungen mit der Kamera und der stets ins Bild gerückten Mikrofon-Angel buchstäblich zu Leibe rückt, ist nämlich nicht, wie außer der Mutter zunächst alle glauben, der leibliche Vater, sondern, wie sich herausstellt, nur der erste Stiefvater. Der richtige Vater findet sich erst nach langer, mitunter quälender Suche und erst, nachdem sich die Mutter aus dem Schweigegespinst (wenn mir dieses Wort analog dem Begriff „Lügengespinst“ erlaubt ist) endlich befreit. Der tatsächliche Vater, der von seinem Familienglück bisher nichts wusste, tritt auf, und das Erstaunliche, um nicht zu sagen, das Wunder geschieht, dass die Wahrheit allen (soll man sagen Protagonisten? Handlungsträgern? Mitwirkenden?) gut tut, so als ob sich die tiefe Wahrheit von Luthers Ausführungen zum Achten Gebot bestätigt hätte: „Wir sollen unsern Nächsten nicht belügen, verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum besten kehren.“ Und ist dies dokumentarischer Zufall oder situationsgemäßer Einfall, dass ganz zum Schluss sogar — wenn ich mich da nicht täusche — auch noch ein Apfelbäumchen gepflanzt wird. Wir Zuschauer jedenfalls dürfen diesen Schlussakkord als Verbeugung vor dem Reformator interpretieren — kaum denkbar, dass dies vom Regisseur beabsichtigt war.

„Alle meine Väter“ — so der beziehungsreiche Filmtitel — besticht durch seine Direktheit, seine außergewöhnliche Schnitttechnik, mit der die strapaziöse, nie aber quälende Aufklärung, die Aufspürung der jahrelang verdrängten Wahrheit unterstrichen wird. Die handelnden Personen sind als Angehörige des Regisseurs ganz auf sich selbst gestellt, kein Treatment kommt ihnen zu Hilfe, letzten Endes auch nicht der Regisseur — weder in seiner Rolle als Regieführender noch in seiner Rolle als Fragesteller. Es entstehen lange Pausen, in denen sich über die Gestik das

mühevoll gedankliche Ringen um den jeweils nächsten Schritt offenbart. Aber niemals entsteht Peinlichkeit, nie werden die Figuren, die Akteure, dem voyeuristischen Blick des Betrachters zum Opfer gebracht und damit ihrer Würde beraubt. Es geht um Ent-Bergung der Wahrheit, nicht um Enthüllung oder Bloßstellung, es geht um Schuld und Verschulden, nicht aber um Schuldzuweisung. Der Fragesteller, der Regisseur, ist kein Ankläger, treibt keines seiner Gegenüber in die Enge; er ist kein Anklagevertreter in eigener Sache, er bleibt um der Sache willen gelassen, ja sogar wohlwollend: Wir alle sind diese Mutter, dieser Vater, diese beiden Stiefväter, diese Großeltern, diese Geschwister. Wir alle haben hegen und pflegen unser familiäres Narrativ, das, wenn es auch im Großen und Ganzen der Wahrheit nicht zuwiderläuft, dennoch die Tatsachen umgestaltet, uminterpretiert, glättet, schön, überdramatisiert, überpointiert. Ganz nebenbei, wie beiläufig, nie von der Hauptsache ablenkend, kommen wichtige Begleitumstände, sozusagen situative Gegebenheiten und Lebensumstände zur Sprache: die Tristesse der Vorwendezeit (Schauplatz ist Thüringen), die trügerische Idylle zwischen Sauerkraut und Eisbein, die Gewalt in der Ehe, der Materialismus des Versorgungsdenkens...

Aber das Wichtigste besteht vielleicht darin: „Alle meine Väter“ bekräftigt die — für Menschen mit beglaubigtem Stammbaum, mit gesicherter Erwerbsbiografie oder mit wasserdichtem Selbstvertrauen nicht immer nachvollziehbare — Erkenntnis, dass Identität eben nicht nur aus der Selbstverwirklichung, dem engagierten Handeln, heute würde man sagen dem Eigenmanagement resultiert. Sie ist auch und vor allem Folge des Empfangenen, des im Wortsinne Un-Bedingten, des dem eigenen Willen Entzogenen. Raiber, der Regisseur-Akteur, macht sich auf die Suche nach seiner Herkunft — hartnäckig, wie gesagt, aber niemals rücksichtslos. Er begnügt sich nicht mit seinem faktischen Selbst, sondern forscht nach dem, was seinem aktuellen Selbst vorausgeht im Sinne des „Wie einer wurde, was er ist“. Er weiß, dass er sich selbst nur etwas bedeutet oder bedeuten kann, nachdem er, sagen wir, den unterirdischen Fluss seiner Existenz bis zur dessen Quelle erforscht hat. Hier offenbart sich etwas Drängendes, Notwendiges, das der Überzahl der aus „konventionellen“ Ehen und Familien stammenden Zeitgenossen unverständig bleibt, vielleicht bleiben muss, das aber gerade in heutigen Zeiten medizinwissenschaftlich-gestützter „Machbarkeit“ von Kindern hochaktuell ist — wie die inzwischen viel erörterte Seelennot anonym Gezeugter beweist (es gibt ja bereits Detekteien, die sich auf einschlägige Geschäftsfelder spezialisiert haben)**.

Aber lassen Sie mich mit einer letzten Betrachtung schließen: Es ist erlaubt, so will mir scheinen, beim Betrachten von „Alle meine Väter“ eine zweite Ebene in die Überlegung einzubeziehen: Es ist dies die Frage nach der Authentizität, diesmal nicht nach der Echtheit oder Glaubwürdigkeit einer ungewöhnlichen Geschichte, sondern die nach dem technischen Verfahren in der Auseinandersetzung mit einem berührenden Thema. Es ist in heutigen Zeiten geradezu wohltuend, diesen vordergründig ungeschliffenen, gleichwohl bei näherem Besehen äußerst subtil gewirkten Beitrag zu sehen und eben nicht die übliche Inszenierung von Familiensagas oder kammerspielhaften Beziehungsarrangements und erst recht nicht dieser vulgären Soap-Operas. „Alle meine Väter“ ist stattdessen — und das sage ich ganz bewusst als jemand, dessen Profession darin besteht, Rollen zu verkörpern — ein wohlweislich auf das Fiktionale verzichtendes Experiment, ein Experiment, das Darstellung und Wirklichkeit, Inszenierung und Wahrheitsbezug zum Gegenstand hat. Eine Herausforderung, ja eine Provokation, die dem Film als Genre gilt. Auch dies nicht von ungefähr: Lüge und Gewalt, darauf hat Dieter Kosslick vor über an einem Jahr an dieser Stelle deutlich gemacht, begleiten den Film wie seine Doppelgänger.

Auch dieser Gesichtspunkt, meine Damen und Herren, hat die Jury bewogen, „Alle meine Väter“ den ersten Preis zuzuerkennen und darauf zu verzichten, weitere, durchaus respektable Beiträge

mit dem zweiten und dritten Preis zu bedenken. Leichten Herzens, was die Wahl des Preisträgers, schweren Herzens, was das Verfahren betrifft.

Sie, lieber Herr Raiber, haben einen großartigen Film gemacht; ich darf Ihnen, nicht zu vergessen auch dem Kameramann Clemens Baumeister sowie allen Mitwirkenden, herzlich gratulieren und Ihrer Familie zugleich danken, dass sie zusammen mit Ihnen dieses Wagnis eingegangen ist. Ein besonderer Dank gebührt auch der Produzentin Janine Wolf für den Mut zu dieser Produktion.

Ich darf Ihnen namens der Jury meinen Glückwunsch aussprechen und möchte gleichzeitig von hier aus allen danken, die sich an unserem Wettbewerb beteiligt haben.

*) Nietzsche, Der Antichrist, § 55

**) Werbeschrift von Condor Detektive, eine der größten deutschen Detekteien: „Durch unterschiedlichste Gründe bedingt kann es zu einer Zeugung durch Samenspende gekommen sein. Die Abkömmlinge von Samenspender haben, auch wenn es eine mehr oder weniger anonyme Samenspende war, das Recht zu erfahren, wer der leibliche Vater ist... Oft wird den Kindern erst viel später bewusst, dass ihr leiblicher Vater jemand anderes ist. Stellen Sie sich das Szenario vor, wobei ein Mensch im Erwachsenen-Alter den Schritt begeht, seinen leiblichen Vater suchen zu wollen. Das macht er, weil er die Ursprünge seines Lebens besser kennen lernen will. Jeder von uns möchte gerne wissen, was seine Wurzeln waren oder sind. Eine Nachfrage bei der Klinik, in der die künstliche Befruchtung erfolgt ist, bringt häufig nur sehr alte Daten ans Tageslicht. Deswegen wird auch häufig die Dienstleistung ‚Vater suchen nach Samenspende‘ angefragt.“